

### Dermischtes.

Wie notwendig die größte Vorsicht bei Beurteilung von Kinderausagen ist, zeigt folgender Fall. Anlässlich der geplanten Fernfahrt des Zeppelinischen Luftschiffes war in der Presse des Saarreviers gemeldet worden, daß möglicherweise die Rückfahrt von Mainz über Oberstein-Neunkirchen-Saarbrücken stattfinden und das Luftschiff frühmorgens über Neunkirchen (Bezirk Trier) sein könne. Es hatten sich deshalb viele Neugierige aus der Gegend zu der angesagten Zeit auf höher gelegenen Punkten eingefunden und erwarteten das Luftschiff, sowie das etwa zu vernehmende Zeichen mit der großen Dampf-Sirene auf der Neunkirchener Höhe. Bekanntlich war das Garen umsonst. Nun kommt das Merkwürdige. Eines Morgens fragte eine Lehrerin die Kinder, wer von ihnen in der Nacht das Luftschiff gesehen habe. Sofort meldeten sich mehrere 12-13jährige Mädchen und beschrieben die Höhe des Fluges, Länge und Größe des Schiffes, überhaupt alle die Einzelheiten dertart genau und übereinstimmend, daß jeder Zweifel an ihren Aussagen völlig ausgeschlossen schien. Auch auf wiederholtes Befragen blieben die Kinder bei ihren Aussagen. Und nun vergleiche man damit die Tatsache, daß die Fahrt Zeppelins überhaupt nicht stattfinden konnte und somit die Aussagen der Kinder sich in allen Einzelheiten als unwahr erwiesen. Nachdem die Kinder später auf diese Tatsache aufmerksam gemacht worden waren, blieben sie dennoch samt und sonders bei ihren Aussagen. Was hat die Kinder zu diesen Aussagen veranlaßt? Sicherlich haben sie von der beabsichtigten Fahrt gelesen oder gehört und in der Sucht sich wichtig zu machen, hat die kindliche Einfalt sich dieses Bild hervorgezaubert.

Peter Kosegger und das lenkbare Luftschiff. Lassen da dieser Tage die Schülerinnen der fünften Klasse der höheren Mädchenschule in Baden-Baden die köstliche Erzählung Peter Koseggers, die in ihrem Lesebuch Aufnahme gefunden hatte, „Als ich das erste Mal auf dem Dampfwagen saß“ und kamen auf den Einfall, den steierischen Waldpoeten nebst seinem Paten einzuladen, nach Baden-Baden zu kommen und die Vorbesfahrt des Zeppelinischen Luftschiffes, dieses neuen „Teufelspuls“ — wie der Pate die Eisenbahn genannt hatte — zu betrachten. Gleichzeitig wollten sie dem gemütvollen Dichter, der ihnen durch seine humorvollen Geschichten schon so manche heitere Stunde bereitet hatte, danken. Gesagt, getan. Am 28. ds. traf nun folgende, mit dem Bildnis des Dichters geschmückte Karte ein: „An

die fünfte Klasse der höheren Mädchenschule in Baden-Baden. Schön Dank für Euer liebes Schreiben und für die Einladung zum neuen Luftschiff. Da ich als Poet aber schon lang in Luftschiffen wohne und ein Luftschiff daher für mich nicht viel Neues hat, und da mein Pate und Urogroßvater schon lange mit Extrazug in den Himmel gefahren sind, so können wir alle miteinander nicht kommen. Unseren Segen zur neuen Zeit, in die das junge Geschlecht eingeht. Möge sie den Menschen Herzerglück und heiteren Frieden bringen! Krieglach, 25. Juli 1908. Peter Kosegger.“

Kaiser Wilhelm I. hielt einst in Bonn Cercle ab. Einer der Offiziere, die die Ehre hatten, dem Kaiser vorgestellt zu werden, war ihm persönlich nicht bekannt, und der Adjutant, der sich vorher informiert hatte, flüsternte dem hohen Herrn zu: „Ist soeben zum Rittmeister befördert worden.“ Der Kaiser sprach den Betreffenden huldvoll an und gratulierte ihm zur Beförderung zum Rittmeister. Start vor freudigem Schreck eilte der so Apostrophierte, der noch nicht an der Reihe war, mit der Meldung zum Kommandeur, daß ihm die hohe Ehre widerfahren sei usw. Der Kommandeur eilte zum Adjutanten, und da stellte es sich heraus, daß dieser den älteren zum Rittmeister beförderten Bruder des jungen Offiziers mit diesem verwechselt habe. Neugierig beichtete der Adjutant sein Versehen dem Kaiser, dieser lächelte huldvoll und sagte: „Nun, da ich Herrn M. zum Rittmeister gratulierte, so muß er es wohl bleiben.“ Kurze Zeit darauf war Cour bei Hofe. Der soeben zum Major beförderte, jedoch als Hauptmann erscheinene Herr v. B. wurde dem Kaiser vorgestellt, und der Adjutant flüsternte ihm zu, „soeben zum Major befördert.“ Rätselnd drehte sich der Kaiser um und sagte: „Nein, mein Lieber, darauf falle ich nicht mehr rein!“

Der Waffenrock des Gefreiten Flügge. Ein Mitarbeiter erzählt der „Frankf. Ztg.“ folgendes hübsche persönliche Erlebnis: „Da ist während der Krankheit des bisherigen Herrn Kompagnieführers eine Sache liegen geblieben, die jetzt wohl erledigt werden mußte.“ sagte der Feldwebel, als ich meine erste Befehlsausgabe als neuernannter Hauptmann abhielt, und legte mir eine von meinem Vorgänger dem Regiment erstattete Meldung vor, laut welcher eine Maus ein Loch in den besseren Waffenrock des Gefreiten Flügge gefressen hatte, den dieser auf Wache des Abends vorschriftsmäßig umgetauscht und an einen Nagel gehängt haben sollte. In der Rücksicht lehnte das Regiment den beantragten Ersatz des Rockes ab mit dem Hinzufügen: „Der Gefreite

Flügge ist disziplinarisch zu bestrafen, weil er seinen besseren Waffenrock auf Wache nicht, wie es sich gehört, im Tornister aufbewahrt, sondern an einen Nagel gehängt hat, wodurch eine Maus Gelegenheit fand, ohne Ueberwindung irgend eines Hindernisses ein Loch in den Rock zu freffen.“ Mit dem heiligen Eifer des Neulings im Amte verhörte ich den Flügge nebst seinen Wachgefährten, um gewissenhaft „Art und Maß der Strafe mit Berücksichtigung der Eigenart des zu Bestrafenden, sowie der Natur des Vergehens und des Grades der Gefährdung des Dienstinteresses“ bestimmen zu können, wie es die humaner Weisheit entstammende Vorschrift der Disziplinarstrafordnung verlangt. Da stellte es sich heraus, daß der Rock im Tornister verpackt gewesen war und nicht am Nagel gehangen hatte, wie mein Vorgänger versehentlich gemeldet hatte. Eilends berichtete ich dem Regiment den Sachverhalt und erhielt schon bei der nächsten Befehlsausgabe die Anweisung: „Der p. Flügge ist nunmehr zu bestrafen, weil er seinen bessern Waffenrock nicht, wie es sich gehört, an einen Nagel gehängt, sondern im Tornister aufbewahrt hat, wodurch eine Maus Gelegenheit fand, im Schutz der in letzterem herrschenden Dunkelheit ungehindert ein Loch in den Rock zu freffen.“ Der Herr Adjutant und ich,“ erläuterte der Feldwebel, „haben alle möglichen Vorstellungen gemacht und hatten schon den Herrn Obersten beinahe herumgekriegt, aber da erklärte der Herr! Zahlmeister, wenn das dem Flügge so hinginge, werde das Regiment bald nach herumlaufen, und da hat der Herr Oberst den Befehl unterschrieben.“

Dem Fremdwörterunwesen rückt Professor Dr. Eduard Engel in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur“ herzhast zu Leib. Der „Türmer“ (Herausgeber Frhr. v. Grotthuß) gibt daraus folgende erfrischende Stelle wieder: „In der heute durchaus notwendigen rücksichtslosen Abweisung aller Dilettanterei gehört die Unnachlässigkeit gegen die Uniform, also auch gegen die Verwelschung der schriftstellerischen Sprache. Der in diesem Buch auf vielen Seiten geführte Kampf gegen das lächerliche Paralel-Deutsch in Prosa und Wissenschaft ist keine Schrulle, sondern ein guter Kunsttrieb, in dem sich der Verfasser bei fortschreitender Verbreitung seines Buches unterstützt fühlt von Tausenden gleichgesinnter Leser. Er gesteht seine planvolle Absicht, die Leser mit tiefem Widerwillen gegen jeden deutschen Schriftsteller zu erfüllen, der nicht deutsch schreibt, er sei jurzeit noch so berühmt. Daß hierbei nicht Kleinlich gegen jedes alleingebürgerte Fremdwort geiffert wird, sondern nur gegen neumodische Gedecksprache, ver-

### Auf Irrwegen.

Erzählung von Ernst v. Baldow.

(Nachdruck verboten.)

Sie erklärte ihm mit aller Entschiedenheit, daß es ihr unmöglich sei in den bisherigen Verhältnissen fort zu existieren, und daß er sie zum Selbstmord treiben würde, bestände er auf seinem Verlangen. Das Gnadenbrot bei der Schwiegermutter zu essen — noch dazu widerwillig gereicht — widerstrebe ihrem Ehrgefühl und sie würde allen zeigen, daß auch sie ihr Brot verdienen könne und kein so nutzloses und müßiges Dasein führe, wie ihr vorgeworfen werden.

Natürlich würde sie zur Bühne gehen, wozin Neigung und Talent sie zögen und das Ehepaar Saalfeldt werde ihr die Wege dazu ebnen.

In stummer Verzweiflung lehrte Wilhelm heim und als er die Brücke passierte, welche über den breiten Stadtgraben führte, blieb er stehen und starrte in die Flut.

Wäre es nicht besser, ein Ende zu machen, für immer?

Der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf und er stöhnte unwillkürlich tief und schmerzlich dabei auf — doch nein, das wäre feige, unmännlich, dann hätte ja die Gattin recht, daß sie einen Mann verließ, der im Kampfe ums Dasein sahnenflüchtig geworden war und die Waffen mutlos gestreckt hatte.

Auch hatte er Pflichten der alten Mutter gegen-

über und seinem süßen, kleinen Sohne, den sie hatte verlassen können. Wenn Helene ihn auch nicht mehr liebte — sonst wäre sie nicht von ihm gegangen — achten sollte sie ihn zum mindesten.

Und Wilhelm kehrte heim zu den Seinen.

Drei Jahre sind verflossen, seit Helene das Haus ihres Gatten im Abenddunkel verlassen, um aller Fesseln ledig, einen Beruf zu ergreifen, welchen ihr als Gattin und Mutter zu wählen nicht mehr zuließ.

In dem kleinen Hause der F.-Straße zu Breslau hatte sich seitdem manches begeben. Vor Jahr und Tag — auch im Monat Dezember, hatte wieder ein Familienglied das Haus verlassen, um nicht wiederzukehren: es war Frau Martha, die man über die Schwelle trug — eine stille Frau, zur ewigen Ruhe sie zu betten.

Sie schied in Frieden, hatte sie doch noch die Genugtuung, zu erleben, daß der geliebte Sohn sich kräftig durchgerungen hatte. Die Prüfungen und Schicksalschläge der letzten Jahre hatten nur dazu beigetragen, seinen Mut und seine Widerstandskraft zu stählen, sein schönes Talent zu vertiefen.

Der Schmerz um die Verlorene, ungemildert, ließ ihn jene weichen Gefühlstöne finden, welche die Leser seiner Novellen und Romane so sympathisch berührten. Er war recht fleißig gewesen und hatte sich in verschiedenen Dichtungsarten versucht und das mit Glück — nur für die Bühne mochte er nicht mehr schreiben, der er doch seine ersten Triumphe zu danken gehabt — warum? Das wußten

und verstanden nur die Wenigen, welche die Geschichte der traurigen Ehe des Schriftstellers Rothburg kannten.

Das Theater hatte ihm sein Weib geraubt, seine süße, schöne Helene, die er so heiß und innig liebte, wie damals, wo sie das Ideal seiner Jünglingsträume gewesen. Ihr Bild, je ferner es ihm entriekt worden war im Laufe der Zeit, hatte sich mehr und mehr verklärt. So war Wilhelm auch fest geblieben den Bitten der Mutter gegenüber, die eine gerichtliche Scheidung der von Helene gebrochenen Ehe gewünscht hatte. Wenn der Sohn die Gattin der bösslichen Verlassung anklagte, konnte das Eheband leicht gelöst werden und der kleine Ernst verblieb dem Vater.

Wilhelm mußte sich dann leichter trösten und bei einer zweiten Wahl glücklicher werden.

Davon wollte aber Wilhelm nichts wissen und er sagte: „Ich klage Helene nicht an, denn sie hat nicht aus sträflichem Leichtsinne Gatten und Kind verlassen, sondern im Bestreben, auch ihrerseits zur Verbesserung unserer Lage beigetragen. Es war nicht recht von ihr gehandelt, aber ich, der sie noch liebt, will ihr kein strenger Richter sein.“

Trotz dieser Schwäche — so nannte es wenigstens Frau Martha — hatte Wilhelm nicht gestattet, daß Helene ihr Kind sehen konnte — an einem dritten Orte — wie sie gebeten hatte.

Er hatte auf mehrere Briefe, die sie ihm geschrieben, ruhig aber entschieden geantwortet: nur wenn sie in ihres Mannes Haus zurückkehre, wie



steht jeder Leser. Nur in Deutschland konnte dem Verfasser ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er mehr als einen deutschen Schriftsteller verweist, der deutsch weder schreiben kann noch will. Ein Klassiker ist ganz gewiß nicht darunter. Der Leser ersüßte sich gerade gegenüber der Litteratur unserer Tage mit der Ueberzeugung von der erprobten Grundwahrheit, daß kein Buch mit Fremdwörterdeutsch ein bleibendes Kunstwerk sein kann. Wo immer ihm ein Schriftsteller begegnet, der aus Kunst- und Kastenankeln oder aus der Eitelkeit der Unreife die einfachsten menschlichen Grundbegriffe mit weitergeholt halbgrichischen, lächellateinischen, falsch-französischen Wörtern ausdrückt, da darf er sicher sein, daß es sich um keine ganz ehrliche Arbeit, gewiß um kein Kunstwerk handelt. Es gibt kaum einen zuverlässigeren Maßstab des literarischen Urteils als die Echtheit der Sprache, besonders für wissenschaftliche Bücher.

Ein billiger Bart. Ein Schmiedmeister in Rummelsburg in Pommern, der einen prachtvollen Schnurrbart sein eigen nannte, wurde mit zwei Herren dahin einig, den Bart nach Gewicht zu verkaufen! Für den Zentner bot man 10000 Mark! Unangenehm überrascht war der Meister, als er, nachdem der Bart gewogen war, 35 Pf. erhielt.

Die Macht der Gewohnheit. Eine junge Dame, die in der Stadt wohlbekannte Tochter eines Schlächters, fuhr bei einem Juwelierladen vor, trat ein und suchte sich einen Brillantring für 1000 M. aus. Sie stellte dann bedächtig einen Scheck auf diese Summe aus und händigte denselben dem Verkäufer aus. Der gewandte junge Mann warf einen Blick auf das Papier und schaute dann fragend zu der jungen Dame auf. „Ich bitte um Entschuldigung, gnädiges Fräulein, aber das stimmt wohl nicht ganz,“ sagte er mit leichtem Lächeln. Die junge Dame errötete und fragte, ob der Betrag etwa nicht richtig wäre. Die Antwort lautete, dies sei der Fall, jedoch — „jedoch was?“ rief sie hochmütig. „Sind Sie etwa der Meinung, daß mein Scheck nicht vollwertig ist?“ — Der Verkäufer erkannte an, daß er wohl wußte, wer die junge Dame sei, erklärte jedoch höflich, daß der Scheck nicht ganz ordnungsgemäß ausgestellt sei und reichte ihn ihr zurück. Das Mädchen überlegte die Schrift mit den Augen und wurde purpurrot. „O,“ rief sie aus, „jetzt sehe ich es!“ Und dann stellte es schnell einen anderen Scheck aus. Der erste war nämlich unterzeichnet: „Deine dich innig liebende Hanna.“

Belohnte Geistesgegenwart. Ein Beamter der New-York Central Railway erzählt folgende Geschichte von einem verlorenen und wiedergefundenen Diamanten: Eine Dame, die sich in einem Expresszuge der genannten Linie befand, versuchte, das Fenster eines Wagens zu öffnen. Es war aber schwer zu öffnen und fiel auf ihre Finger. Dabei traf es einen wertvollen Diamanten und brach ihn aus seiner Fassung, so daß er aus dem Wagen

es Pflicht der Gattin sei und ihrem sogenannten Verufe entsage, werde sie ihren Sohn wiedersehen.

Seit dem letzten Schreiben, das Wilhelm bald nach der Mutter Tode nach Berlin gerichtet, wo Helene gastierte, hatte er keinen Brief mehr von ihr erhalten. Er war dann auf Reisen gegangen, nach dem Süden, hatte den Winter in Neapel zugebracht und von dort sehr ansprechende Reiseblätter für Zeitschriften geschrieben. Die Sommermonate hatte er im schlesischen Gebirge verlebt in Gesellschaft des nun fünfjährigen Söhnchens und der treuen Friederike, die mit fast mütterlicher Sorge den „armen“ Herrn und das „Waisenkind“ versorgte.

Als die Herbststürme zu tosen begannen, kehrte Wilhelm nach Breslau zurück in sein Heim, das ihm nach der Mutter Tode doppelt traurig und vereinsamt erschien.

Um so eifriger vertiefte er sich in seine Arbeit, die ihm ja für so viel Ersatz gewähren mußte.

Da riß eine Nachricht ihn jäh aus der künstlichen Ruhe empor, die er seinem Herzen aufgezogen hatte: Helene Wartenleben — sie hatte ihren Vatersnamen als Schauspielerin wieder angenommen — sollte im Dezember am Breslauer Stadttheater gastieren. Tausend Fragen stürmten auf den einsamen Mann ein.

Hatte sie den Gastspielantrag angenommen, der Familie Saalsfeldt zu Liebe, oder um eine Versöhnung mit dem Gatten anzubahnen? Würde der Zufall es fügen, daß er sie wieder sehe?

Doch Tag um Tag vertramm und Helene gab kein Lebenszeichen, vielleicht hatte sie das kleine Haus in der F.-Straße ganz vergessen — aber kann denn eine Mutter ihr Kind vergessen?!

herausfiel. Glücklichweise hatte die Reisende den Gedanken, auf ihre Uhr zu sehen und sich die Zeit zu merken, zu der der Verlust stattfand. Als der Zug bei der ersten Station anhielt, telegraphierte sie an die Grand Central Station, beschrieb den Vorgang und gab ausdrücklich die Zeit an. Der Diamant wurde an dem Orte gefunden, dessen Auffindung die Zeitangabe der Dame erleichtert hatte.

Herrin und Diener. Eine englische Dame, deren Gatte auf den Sandwichinseln stationiert war, konnte sich nicht damit abfinden, daß die eingeborenen Dienstmoten ihre Herrschaft beim Vornamen nannten. Als sie daher wieder einen neuen Diener annahm, verabredete sie mit ihrem Manne, die Vornamen ganz zu vermeiden, damit der neue Diener notgedrungen „Herrin“ zu ihr zu sagen hätte. So nannte sie ihr Gatte nun immer „Liebste“ oder „Liebchen“ und nie mehr bei ihrem Vornamen „Mary“. Eines Tages hatte das Ehepaar einige Offiziere zu Tisch. Während sie auf das Mahl warteten, erzählte ihnen die Hausfrau von ihrer List und sagte stolz: „Von diesem Diener wenigstens werden Sie mich nie Mary nennen hören“. In diesem Augenblick betrat der neue Diener das Zimmer. Er verbeugte sich vor seiner Herrin und sagte: „Liebchen, das Essen ist serviert“.

Ein verlockendes Angebot. „Baltimore leben und sterben“ kann man jetzt das bekannte Wort variieren. Denn irgendwo in Amerika wird einem das Scheiden aus dieser Welt so billig gemacht wie in der genannten Stadt. Dort ist jetzt ein heftiger Konkurrenzkampf zwischen Leichenbestattern oder „Begräbnisdirektoren“, wie sie sich selbst nennen, ausgebrochen. Durch Zeitungsannoncen und Plakate wird das p. t. Publikum informiert, daß es sich jetzt zu wahren Schleuderpreisen begraben lassen kann. Einer der erwähnten Menschenfreunde hat folgende Anzeige in den Zeitungen stehen: „Nur 75 Dollars! Ein Grab in dem fashionabelsten Friedhof in Baltimore, ein wundervoller Sarg aus Kastanienholz, je nach Wahl oval oder viereckig, mit weißem Satin ausgeschlagen, mit silberplattierten Griffen, in einem Duzend verschiedener Muster stets zur Auswahl vorrätig, ferner für den Leichenkondukt fünf Wagen mit Summirädern, ein hochfashionabler Leichenwagen, außerdem ein elegantes Totengewand, dann ein seidener Türflor, Handschuhe, Kandelaber, Kerzen, Draperien, überhaupt alles, was zu einem erstklassigen Leichenbegängnis gehört — Wert 150 Dollar — für nur 75 Dollars!“ — Wahrlich, der Mann, der diese ihm von einem edelmütigen Menschenfreund gebotene Gelegenheit nicht erfaßt und sich nicht sofort hinlegt und stirbt, der verdient nicht, in Baltimore zu leben.

Körperlänge und Geistesgröße. Es ist eine alte Behauptung, daß erhebliche Körperlänge der Entwicklung geistiger Kraft und Originalität abträglich sei. Diese anthropologisch interessante Behauptung unterzog nun unlängst Amerigo Scarlatti in der

Daß sie in Breslau weilte, ja bereits zweimal aufgetreten war, hatte Wilhelm durch die Meldungen der Blätter erfahren und aus den Theaterberichten ersehen, daß sein Weib als „Fernande“ und „Prinzessin Geotze“ sehr gefallen habe, besonders wurden auch ihre geschmackvollen Toiletten gelobt. Das gab ihm einen Stich ins Herz — um elenden Modestand und Plünderwert, der sie ja schon damals in Slogau verblendet und verleitet hatte, sich in Schulden zu stürzen, hatte sie Mann und Kind verlassen, und die Befriedigung sträflicher Eitelkeit galt ihr mehr als die Erfüllung heiliger Pflichten — und trotzdem liebte er sie noch, würde sie ewig lieben, so wie sie war, mit all ihren Schwächen und Fehlern.

Inzwischen tat Wilhelm doch seiner Frau Unrecht, wenn er meinte, daß in ihrem Herzen alles Gefühl erstorben sei. Sie hatte zu verschiedenen Malen versucht, ihr Kind zu sehen und obgleich Friederike den ihr anvertrauten Knaben wie ein Argus hütete, war ihr das doch einmal gelungen.

Der kleine Ernst war nämlich zu einem Kinderfeste geladen gewesen, wie Frau Saalsfeldt in Erfahrung gebracht hatte, da dies Fest bei einer Bekannten Ediths abgehalten wurde. So war nichts leichter, als bei der betreffenden Familie in den Nachmittagsstunden einen Besuch zu machen, und Helene mitzunehmen.

Wie schön war ihr Knabe geworden und wie klug blickten seine großen blauen Augen! Mit zitternder Hand streichelte sie seine langen blonden Locken und dann küßte sie ihn auf Stirn und Wangen und zum Abschiede sogar auf den frech-roten Mund.

Redaktion, Druck und Verlag von C. Nees in Neuenhagen.

italienischen Zeitschrift „Minerva“ einer Untersuchung, und er kam zu dem Ergebnisse, daß die erwähnte Behauptung doch wohl nur eine Erfindung solcher Schriftsteller und Denker gewesen sei, die selbst von der Natur in bezug auf ihre Körperlänge stiefmütterlich bedacht waren. Er nennt unter den Hauptfeinden der „Großen“ besonders den Aristoteles und den berühmten Verfasser des „Cortegiano“, Baldassare Castiglione. Nun ist es allerdings richtig, daß z. B. Napoleon I. nicht mehr als 1,57 Meter gemessen hat; aber auf der anderen Seite hat Thaderay nicht weniger als 1,93 erreicht, Walter Scott ist 1,83, Carlyle 1,80, Darwin 1,83 groß gewesen. Auf der Seite der „Kleinen“ stehen dann wieder Nelson mit 1,63 und Kant mit 1,53 m Körperlänge. Zu den bedeutenden Persönlichkeiten, die zugleich von hohem Wuchse waren, gehörten u. a. Beaumarchais, Bismarck, Lamartine, Mirabeau, Moltke, Musset, Schiller, Schopenhauer, Taine, Turgenjew, nicht aber, wie Scarlatti behauptet, auch Goethe, der vielmehr nur von Mittelgröße war und nur, weil er sich an eine sehr aufrechte Haltung gewöhnt hatte, größer erschien. Zu den kleinen Gestalten gehören z. B. Descartes, Erasmus von Rotterdam, Kepler, Mendelssohn, Menzel, Milton, Mozart, Wagner. Es ergibt sich hieraus, daß Genialität und Körperlänge doch wohl nichts miteinander zu tun haben. Dr. E. V.

In einer Familie wird über die Ferienreise des Vaters gesprochen, dabei auch Triest erwähnt. Die besorgte Tochter bittet ihren Vater, doch ja nicht nach Triest zu gehen, da sich ja daselbst „Irredentisten“ befinden. Das liebe Bräutchen will wissen, was für eine Sorte von Menschen diese „Irredentisten“ sind, überseht als guter Oberrealschüler das ihm bisher fremde Wort und fragt, ob dies „verrückte Zahnärzte“ — (irre Dentisten) — seien?!

[Stimmt.] Prinzipal (zum Korrespondenten): „Herrgott, Mensch, was haben Sie sich denn bloß für einen Stil angewöhnt? Viele und klingende und hochtönende Worte — und doch sind Ihre Briefe gedankenlos und unverständlich? Sie haben entschieden Ihren Beruf verfehlt, Sie — Lyriker!“

[Gewichtig.] Ein Kneipier, zu dessen Stammgästen Feuerwehrlente gehören, hat über dem Buffet ein auffallendes Schild errichten lassen mit der Aufschrift: „Pumploser Köschbetrieb!“

[Unsonst.] Frau Klubbs (streng): „Ich liege seit drei Stunden wach und warte darauf, daß du nach Hause kommst.“ — Herr Klubbs (geknickt): „O weh! Und ich habe drei Stunden gewartet, daß du einschlafen solltest.“

[Agrarier.] „Habe gehört, Sie haben sich verlobt. Auch Tochter von Rittergutsbesitzer, wie? Na, darf man fragen, wie sind denn so die Verhältnisse bei Ihrer Braut?“ — „Ach, danke schön, mein Lieber, sehr, sehr gut. Sie kriegt für den Liter Milch achtzehn Pfennig!“

Und er vertraute ihr an, daß Papa ihm zu Weihnachten ein Stedensperd kaufen wolle, aber daß er viel lieber ein ganz großes Hottto haben möchte — „weißt Du, so gut wie lebendig, mit wirklichen Haaren, das schaukelst so schön rüber und näher, wie Frischchen Hegerich eins hat“ — und sie versprach ihm, daß das Christkind ihm eins bescheren solle, und dann fragte sie ihn ganz leise: wie es dem Papa gehe und ob er — Ernstchen — keine Mama habe?

„Ich glaube, sie ist im Himmel“, erwiderte der Kleine nachdenklich und ein Schauer durchrieselte Helene bei dieser kindlichen Aeußerung, mit einem tiefen Atemzuge machte sie ihrem gepreßten Herzen Luft und sagte:

„Wenn Du mir versprichst, Ernstchen, es niemand zu sagen, nicht einmal dem Papa, dann will ich Dir anvertrauen, daß Deine Mama wiedergekommen ist, Dich sehr, sehr lieb hat und Dir das große Hottto mit wirklichen Pferdehaaren schenken wird!“

Der kleine Klatsche jubelte in die Hände, dann bekam er noch einen Kuß und wuschte sich das Mündchen ab, wie er stets zu tun pflegte, wenn die alte Friederike ihn küßte.

Das gab Stoff zum Lachen und niemand bemerkte, in welcher ungewöhnlichen Erregung Helene Wartenleben sich befand, die sich darauf eilig empfahl, weil sie fürchtete mit Friederike zusammen zu treffen.

Sie hatte eine elegant möblierte Wohnung in der Nähe des Theaters, am Stadtgraben gelegen, von der Witwe eines Rechnungsrates abgemietet.

— Fortsetzung folgt. —